

Mario Erdheim, Zürich
Paul Parin, die Jagd und die Ethnopschoanalyse

Weg vom Literarischen - zurück zur Ethnopschoanalyse

Das Buch „Die Leidenschaft des Jägers“ möchte ich hier nicht als Teil von Parins literarischem Werk betrachten und entsprechend würdigen, sondern als entscheidenden Beitrag zur Ethnopschoanalyse und ihrer Methodik. Das geht aber nicht so leicht, nicht zuletzt auch deshalb, weil Parin selber sich in den letzten Jahren nicht so sehr als Ethnopschoanalytiker, also als Wissenschaftler, verstand, sondern als Schriftsteller, als Künstler. Wenn ich im Folgenden darauf beharre, dass er Wissenschaftler blieb, mache ich etwas Merkwürdiges, und vermutlich hätte Paul Parin keine Freude daran, aber ich wage es trotzdem, und ich hoffe, dass im Verlauf meines Vortrages auch deutlich wird, dass ich über gute Gründe für eine solche Unterstellung verfüge. Ich verdächtige ihn nämlich, dass er in dem, was er als Literatur verstanden haben wollte, das versteckte, was er als Ethnopschoanalytiker nicht zu sagen gewagt hätte. Seine literarischen Geschichten sind eine Art Camouflage, eine Tarnung, damit aber auch eine Irreführung, eine Täuschung. Der Schriftsteller kann immer darauf hinweisen, dass es sich bei seinen Produktionen nur um Phantasien, Erfundenes handelt, nicht um Faktisches, Reales. Berthold Rothschild verdanke ich den Hinweis auf dem Satz von Peter Bichsel: „Einen Geschichtenerzähler tötet man damit, dass man ihn zur Realität verpflichtet“¹. Das stimmt, weil es doch bei den literarischen Geschichten vor allem nicht um die Realität geht, sondern, wie Rothschild zu Recht sagt, dass sie gut und lebendig erzählt werden (ebd.), also um den Stil. Er fügt noch die Sätze an, die Urs Widmer anlässlich von Parins neunzigstem Geburtstag aussprach: „Paul Parin lügt in seinen Geschichten wie gedruckt, wie ich in den meinen. Wir erzählen beide lieber eine gute Geschichte als eine schlechte. Und in guten Geschichten geht es darum, dass die, die sie lesen oder hören, hic et nunc belebt werden, und nicht darum, ob alles genau so war. Kafka war nie ein Käfer, trotzdem ist seine Verwandlung wahr und berührend“.

„Einen Geschichtenerzähler tötet man damit, dass man ihn zur Realität verpflichtet“, sagte Peter Bichsel, und genau diese Absicht verfolge ich bei Parin: ich möchte ihn als literarischen Erzähler töten und als Ethnopschoanalytiker wieder auferstehen lassen. Ob mir dieses Kunststück gelingt, das gewiss ein Abkömmling einer omnipotenten Phantasie ist, werden Sie zu bestimmen haben. Aber warum soll ich Parin als Künstler töten wollen, ich könnte ihn doch einfach leben lassen und ihn auch noch als Ethnopschoanalytiker gut in Erinnerung behalten? Aber eben das geht nicht.

In seiner Gratulationsrede kommt Urs Widmer ebenfalls auf Parins Bewegung von der Wissenschaft zur Literatur zu sprechen und erwähnt die „höchst spannende Unschärfe zwischen faktischem und poetischem Schreiben“². Was ist aber „poetisches“ Schreiben? „Eine gute Geschichte“, sagt Widmer, „ist wahr, wahrhaftig,

¹ Zit. bei Rothschild 2016: 489.

² Widmer, U. (2007) Leidenschaften. Paul Parin zum 90. Geburtstag. Hg. Emilio Modena. Edition Freitag. Berlin. S. 98.

und sie ist gleichzeitig erstunken und erlogen“. Das ist gut und drastisch gesagt, aber stimmt es? Indem er sich auf Kafkas „Verwandlung“ bezieht, weist Widmer alle unsere Bedenken weg. Niemand würde Kafka einen Lügner nennen, weil sich doch noch nie ein Mensch in einen Käfer verwandelt habe, stattdessen wird der Leser die Situation als eine Metapher begreifen, durch die Kafka die Stimmung in einer Familie und die Unfähigkeit, sich von dieser abzulösen, beschreibt, und nacherlebbar macht. Auf dem Weg vom wissenschaftlichen zum literarischen Erzählen scheint man etwas zu verlieren und gleichzeitig etwas zu gewinnen – und umgekehrt. Diese Bilanz kennen wir auch aus Freuds eigener Geschichte. Bekanntlich interpretierte er sein Verhältnis zu Arthur Schnitzler als eine Art von Doppelgängertum. Schnitzler verkörperte für ihn all das, worauf er, Freud, verzichtet hatte, als er sich für die Wissenschaft und nicht für die Literatur entschloss. Der Schriftsteller sei nur seiner Phantasie und der Ästhetik verpflichtet, während sich der Wissenschaftler vor allem am Realen orientieren müsse. Diese Problematik machte Freuds Verhältnis zu Schnitzler so ambivalent. Er bewunderte ihn ebenso wie er ihn – wegen seiner Flucht vor der Realität - verachtete. Freuds Haltung gegenüber dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Literatur wurde dadurch weiter kompliziert, dass Freud selber mit einem gewissen Befremden feststellen musste, dass sich seine Fallgeschichten „wie Novellen“ lesen liessen. Das beunruhigte ihn, weil er keineswegs als Schriftsteller gelten wollte, und er beruhigte sich erst, als ihm klar wurde, dass die Struktur der Novellen am besten geeignet schien, um Fallgeschichten vorzustellen. Weil die Dichter mehr von der Psyche verstanden, konnten sie sie auch besser beschreiben, und das war Freud ein guter Grund, um auch seine Fallgeschichten entsprechend zu verfassen. Aber selbstverständlich hielt er daran fest, dass die Fälle real waren und keine Phantasieprodukte. Diese Erfahrung erlaubt uns nun Parins Entwicklung von der Wissenschaft zur Literatur in einen neuen Zusammenhang zu stellen.

Die Sprache der Psychiatrie zu Freuds Zeiten, so wie sie von Kraepelin, Bleuler oder Krafft-Ebing geprägt worden war, erschien so starr und leblos, dass sie all die psychischen Bewegungen und Metamorphosen, für die sich Freud interessierte, nicht zu erfassen imstande war. Freud holte sich daher Hilfe bei der Literatur.

Wenn wir nun diese Situation mit der vergleichen, in der sich Parin von den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts an befand, so können wir uns fragen, ob Parin mit der damaligen Sprache der Psychoanalyse auch nicht mehr weiter kam, und er in der damaligen Realität etwas wahrnahm, was sich der (herrschenden) wissenschaftlichen Sprache entzog, und er deshalb nach Auswegen suchte, vorerst einmal in der Ethnologie und später dann in der Literatur. Die Frage ist also, was es denn gewesen sein könnte, was dem konservativen psychoanalytisch-wissenschaftlichen Diskurs der Nachkriegszeit entglitt.

Hier kann ich natürlich nur ein impressionistisches Bild jener Zeit entwerfen und nehme als Einstieg die renommierte schweizerische Kulturzeitschrift „Du“, die 1941 zum ersten Mal erschien und einen guten Einblick in den deutschschweizerischen Zeitgeist vermittelt. 1951 erschien eine Nummer, die Freud und der Psychoanalyse gewidmet war. Die beiden Parins und Morgenthaler haben diese Ausgabe sicher in Händen gehalten. Das Titelbild reproduzierte einen Ausschnitt aus Hieronymus Boschs „Hölle“, sowie die rechte Flügelinnenseite seines Tryptichons „Garten der

Lüste“; im Inneren des Heftes erschienen die „Sieben Todsünden“ desselben Malers. Damit wird eine leitende Assoziationskette gezogen: Freud, Hölle, Lust, Tod und Psychoanalyse. Ein Philosoph (Walter Robert Corti, den ich selber noch zum Lehrer hatte) lobt zwar Freud, meint aber, seine Theorien seien sehr einseitig materialistisch gewesen und „heute“ deshalb überholt. Der in Basel lehrende Psychoanalytiker Heinrich Meng³, Sozialist und Herausgeber des Psychoanalytischen Volksbuches, tätig in Moskau, Frankfurt und Stuttgart und Anhänger psychohygienischer Präventionsmassnahmen, schreibt über Freuds Leben, Werk und Wirkung. Er vergleicht Freud mit Albert Schweizer. „Der christliche Missionsarzt und Kulturethiker unterscheidet sich zwar von Freud durch sein Schweigen über den hypothetischen Todestrieb. Einig aber sind die beiden – scheinbar so entgegengesetzten bedeutenden Männer – im vollem Einsatz ihres Lebens für Wahrheit und Liebe, oder wie Freud sagt, für Gott Logos und Gott Eros“. Oskar Pfister, protestantischer Pfarrer und (trotzdem) Freuds Freund, sowie Mitglied der Schweizerischen Psychoanalytischen Gesellschaft bemühte sich in seinem Beitrag ebenfalls, Psychoanalyse und Religion miteinander zu versöhnen.

Die fünfziger Jahre sind restaurativ. Die Nähe zur Religion ergibt sich aus einer Denk- und Erfahrungsschwäche. Die Denkschwäche äusserte sich in einem Auseinanderfallen von Kulturkritik und Therapie; es war, als ob das Denken nicht mehr imstande gewesen wäre, beides miteinander zu verknüpfen und gegenseitig zu vertiefen. Heute ist es leichter als damals zu erkennen, was sich entzog: der Zivilisationsbruch, der sich in den zwei Weltkriegen sichtbar geworden war. Was bedeuteten Auschwitz und Hiroshima? Wie konnte man sich damit auseinandersetzen und über welche Mittel verfügte die Psychoanalyse? Die Erfahrungsschwäche der Psychoanalyse zeigte sich in der Beschränkung auf Therapeutische im Sinn von „Helfenwollen“. Der ursprüngliche Impetus der Psychoanalyse, zu verstehen, was die Welt im Innersten zusammenhält, war zur wohlmeinenden und sozialengagierten Psychohygiene geworden. Diese Denk- und Erfahrungsschwäche produzierte eine Art Vakuum, die den Wunsch nach neuen Erfahrungen und Denkanstössen ausserordentlich verstärkt haben muss, aber bewusst wird zuerst einmal der Wunsch gewesen sein, dieser Enge zu entfliehen. Auch dem trugen die Du-Hefte Rechnung – es erschienen eine ganze Reihe von Heften mit wunderbaren Photographien über Afrika als Inbegriff des Ursprünglichen und Naturhaften, sowie etliche Hefte über die USA, die natürlich die Zukunft verkörperten. Parins und Morgenthaler waren durchaus trendig und reisten selbstverständlich nach Afrika. Nicht wegen der Du-Hefte, sondern weil sie dort Freunde hatten, Emigranten, die nach dem Krieg die Schweiz verlassen mussten. Die afrikanische Erfahrung führte zu einem wichtigen Tabubruch, nämlich zur Übertragung der psychoanalytischen Methode auf die Feldforschung. Dazu möchte ich noch von einer Reminiszenz an Parins 90. Geburtstag erzählen. Am Schluss der mehrstündigen Veranstaltung mit einer Vielfalt komplexer Vorträge bedankte sich Parin für die schönen und geistreichen Geschenke und fügte eine Erinnerung hinzu,

³ Vgl. Roudinesco, E. U. Plon, M. (1997) Wörterbuch der Psychoanalyse. Namen, Länder, Werke, Begriffe. Springer, Wien, New York 2004. Artikel H. Meng

deren Sinn nicht unmittelbar fassbar war. Er erzählte, wie 1958 das Psychoanalytische Seminar Zürich gegründet wurde: das PSZ war aus regelmässigen Treffen einiger an der Psychoanalyse interessierten Kollegen hervorgegangen, und als die Gruppe immer mehr anwuchs – weil sich immer mehr junge Menschen für die Psychoanalyse interessierten - entschloss man sich, entsprechend grössere Räumlichkeiten zu mieten. Diese fanden sich in einer Wohnung im Zentrum; nur mussten die Räume neu gestrichen werden und, sparsam wie Schweizer halt sind, entschloss man sich, es selber zu machen; man besorgte sich also die entsprechenden Farben und Pinsel und fing mit der Renovation an. „In Kreisen der Schweizerischen Gesellschaft für Psychoanalyse erhob sich eine empörte Kritik“, erinnerte sich Parin, „Es ginge nicht an, dass Analytiker und Analysanden sich ausserhalb der analytischen Praxis begegnen würden. (...) Mit der Verletzung jenes (...) Tabus ist das PSZ bekannt geworden. Das PSZ ist demnach entstanden und nicht durch irgendeinen offiziellen Akt gegründet worden“⁴. Ich zitiere diese Reminiszenz als einen Beleg dafür, wie Settingsprobleme als beliebtes Mittel dienen konnten, die Psychoanalyse in einem engen Raum voller restriktiver Normen einzusperren. Die bis heute nicht endenden Diskussionen, ob von Psychoanalyse nur dann die Rede sein dürfe, wenn sie mindestens dreimal pro Woche (natürlich im Liegen) stattfindet, machen aus dem Setting ein Ritual, das offensichtlich etwas Magisches an sich hat. Wo aber das psychoanalytische Denken derart eingezwängt werden musste, war kein Raum vorhanden, die psychoanalytische Methode auch in anderen als therapeutisch definierten Bereichen zu erproben. Wenn schon das gemeinsame Bemalen der Wände als kritikwürdige Abweichung von der psychoanalytischen Orthodoxie betrachtet wurde, wie sehr musste dann die Übertragung der psychoanalytischen Gesprächsform auf Feldforschungen in Afrika als unmögliches, unseriöses Unterfangen beurteilt werden. Aber es wäre ungerecht, nur die Psychoanalytiker für solche Einschränkungen verantwortlich zu machen. Auch die Kulturwissenschaftler, die Ethnologen ebenso wie die Soziologen und Philosophen wollten von der psychoanalytischen Methode als Forschungsinstrument nichts wissen. Die "Frankfurter Schule" zum Beispiel rezipierte und schätzte zwar die psychoanalytische Theorie aber der psychoanalytischen Praxis der Therapie begegnete sie mit Geringschätzung, ja Verachtung. Die psychoanalytische Theorie galt als fortschrittlich, die Praxis als reaktionär. Auf diese Weise kam es in der Frankfurter Schule zu einer Abkoppelung der Theorie von der Praxis, die auf zwei Arten begründet wurde. Erich Fromm⁵ kritisierte diese Praxis, indem er Freud vorwarf, seine Patienten distanziert, versagend und gleichzeitig fordernd autoritär zu behandeln. Für Fromm wird die Therapie zu einem wohlwollenden, humanistischen Gespräch, zu einer *"zwischenmenschlichen Kommunikation"*, wie er es in den

⁴ Parin, P. (2007) Schlusswort. In: Modena, E. (Hg.) Leidenschaften. Paul Parin zum 90. Geburtstag. Edition Freitag, Berlin.

⁵ Fromm, E. (1935) Die gesellschaftliche Bedingtheit der psychoanalytischen Therapie. In: Zeitschrift für Sozialforschung, Jg. 4/1935: 365-397. DTV-Reprint 1980.

sechziger Jahren nannte⁶. Eine andere, radikalere Ablehnung erfolgte durch Theodor W. Adorno: In seiner *"Minima Moralia"* entwarf er eine vernichtende Kritik der Psychoanalyse als Therapie. Er schrieb: *"Der Vers "Das Elend bleibt so wie es war. / Du kannst es nicht ausrotten ganz und gar, /Aber du machst es unsichtbar" gilt im Haushalt der Seele... . Keine Forschung reicht bis heute in die Hölle (da stossen wir wieder auf die Hölle, die schon im Du-Heft als Zentrum des Unbewussten erschien, M. E.) hinab, in der die Deformationen geprägt werden, die später als Fröhlichkeit, Aufgeschlossenheit, Umgänglichkeit, als gelungene Anpassung ins Unvermeidliche und als unvergrübelt praktischer Sinn zutage kommen"*⁷. Adorno ging davon aus, dass das Leben in der Gegenwart unerträglich sei. Wer es aushalte, sei eigentlich krank. Für Adorno bedeutete Therapie lediglich Rationalisierung: *"Anstatt die Arbeit der Selbstbesinnung zu leisten, erwerben die Belehrteten die Fähigkeit, alle Triebkonflikte unter Begriffe wie Minderwertigkeitskomplex, Mutterbindung, extrovert und introvert zu subsumieren... . Der Schrecken vorm Abgrund des Ichs wird weggenommen durch das Bewusstsein, dass es sich dabei um gar nichts anderes als um Arthritis... handelt. Dadurch verlieren die Konflikte das Drohende. Sie werden akzeptiert; keineswegs aber geheilt, sondern bloss in der Oberfläche des genormten Lebens als unumgängliches Bestandteil hineinmontiert"*⁸.

Psychoanalyse als Praxis hatte für Adorno also keinen Erkenntniswert. Als Theorie jedoch schien sie ihm ein wichtiges Instrument, Phänomene wie den Antisemitismus oder den Nationalsozialismus besser zu begreifen. In seiner Theorie der autoritären Persönlichkeit bediente er sich der Psychoanalyse und versuchte, die daraus entwickelten Annahmen mit den Methoden der empirischen Soziologie, mit Fragebögen, Interviews und Inhaltsanalysen zu beweisen. Damit entwarfen Adorno und seine Mitarbeiter ein Forschungsprogramm, das als mustergültig für das Verhältnis zwischen Psychoanalyse und Sozialwissenschaften galt: Aus dem Fundus der psychoanalytischen Theorie wurden die Hypothesen gewonnen, die mit Hilfe der empirischen Sozialforschung bewiesen werden sollten. Diese Art Forschung ereilte aber just jenes Schicksal, das Adorno bei der psychoanalytischen Therapie diagnostiziert hatte. Es kam zum Subsumptions-Denken und psychoanalytische Begriffe und Diagnosen wurden geradezu verdinglicht auf Gesellschaftliches übertragen. So entstanden zum Beispiel noch in den siebziger Jahren die Theorien zum narzisstischen Charakter.

Die Spaltung zwischen Theorie und Praxis der Psychoanalyse im Rahmen der Frankfurter Schule ist ein merkwürdiges Artefakt, und impliziert die Annahme, dass die Theorie sozusagen unabhängig von der Praxis – bei Freud also sein Verhältnis zu den Patienten – denkbar wäre. Schliesslich waren die Theorien ein Produkt der psychoanalytischen Arbeit, es hat etwas Absurdes an sich, eine Theorie gut und interessant zu finden, gleichzeitig aber die Methode, mit deren Hilfe diese Theorie entwickelt worden ist, abzulehnen. Man kann es auch so sagen: Theoretiker wie Adorno und Marcuse verkannten den Beziehungsaspekt des psychoanalytischen

⁶ Fromm, E. (1990) Die Entdeckung des gesellschaftlichen Unbewussten. Zur Neubestimmung der Psychoanalyse. Schriften aus dem Nachlass, Bd. 3. Funk, R. (Hg.). Weinheim und Basel. S. 98.

⁷ Adorno, Th. W. (1951) *Minima Moralia*. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt a. M. 1964.

⁸ a.a.O., S. 78.

Prozesses, wie manche Analytiker übrigens auch, ich denke zum Beispiel an Wilhelm Reich in seiner Charakteranalyse. Mir kommt es auch vor, als ob sie Freuds Studien über die Hysterie oder seine Fallgeschichten gar nicht wirklich zur Kenntnis genommen hätten. Unbesehen und unbegriffen bleibt dabei vor allem, dass ein nicht geringer Anteil der revolutionären Energie Freuds gerade daraus resultierte, dass er ein neues Verhältnis zu seinen Patienten erfand. Ihnen einfach zuzuhören, ihnen ihre Form des Ausdrucks zu lassen und ihre Konflikte mit ihnen zusammen verstehen zu wollen – das war, vor allem im Rahmen der damaligen Psychiatrie – etwas Unerhörtes und Neues. Aber Freud hat auf diese grundlegende Leistung keinen besonderen Wert gelegt, sie erschien ihm völlig selbstverständlich. Weil sich Freud also auf ein neues Verhältnis mit denen, die zu ihm als Patienten kamen, einliess, kamen ganz neue Daten und Fakten zutage, die eine ganz neue und andere Theorie des Menschen ermöglichte. Die Voraussetzung aber zur Schaffung des neuen Verhältnisses zu seinen Informanten – um das Ethnologische vorwegzunehmen – war seine Selbstanalyse, die im Briefwechsel mit Wilhelm Fliess sowie in der „Traumdeutung“ dokumentiert ist. Denken wir aber auch noch daran, dass Freud überhaupt nicht begeistert war, als sich die Möglichkeit abzeichnete, dass der Briefwechsel eines Tages veröffentlicht werden könnte und ihn sicher am liebsten vernichtet hätte. Das erschien ihm wohl als „zu privat“, „zu persönlich“, sodass es andere fremden Menschen nichts angehe.

Wer Parins Buch über die Jagd gelesen hat, wird verstehen, warum ich mich hier auf Freud beziehe. Nochmals: Auch Freud stellte sich auf den Standpunkt, dass die persönliche Genese seiner Theorie kein Gegenstand des Interesses sein könne, vermutlich weil er befürchtete, diese Genese würde sowieso nur gegen ihn und die Psychoanalyse verwendet werden. Ihm entging aber offensichtlich, dass er damit auch den Zugang zur umstürzenden Entdeckung der neuen Beziehung zu den Informanten, die sich als Patienten verstanden, versperrte. Das Umwerfende an Parins Buch über die Jagd ist, dass es Einblick gestattet in das, was ihn zur Entwicklung der seiner ethnopschoanalytischen Arbeiten führte.

Die psychoanalytische Methode wurde von der Sozialforschung aufs Therapeutische reduziert und somit aus dem Bereich der Datengewinnung ausgeschlossen. Man merkte jedoch nicht, dass damit auch der Erkenntniswert der Psychoanalyse im Kulturellen zunehmend verblasste und uninteressant wurde. Dabei war das Therapeutische schon bei Freud keineswegs mehr das Charakteristikum der Psychoanalyse⁹. Und später richtete sich die Kritik am Medicozentrismus¹⁰ schon Ende der Fünfziger Jahre darauf das Beobachtungsfeld der Psychoanalyse zu vergrößern. Paul Parin schlug sogar vor, *"endlich den Krankheitsbegriff für Individuen in der Gesellschaft, für Gruppen, Klassen, Völker und ganze historische Epochen fallen zu lassen. Er sagt nichts darüber aus, wie psychologische Vorgänge einander bedingen und beeinflussen, und bringt höchstens eine Normierung mit sich. Da man dazu jedesmal anzeigen müsste, von welchen Normen*

⁹ Erdheim, M. (1984) Von der Medizin zur Psychoanalyse. Freuds kulturtheoretische Denkbewegung. In Erdheim, M. Psychoanalyse und Unbewusstheit in der Kultur. Frankfurt a. M. 1988: 119-133.

¹⁰ Eissler, K. R. (1958) Medical Orthodoxy and the Future of Psychoanalysis. New York. Sowie: Parin, P. und Parin-Mathèy, G. (1986) Medicozentrismus. In: Subjekt im Widerspruch. Aufsätze 1978-1985. Frankfurt a. M., S. 61-80.

*man ausgeht, oder zumindest, welche Erwartungen man an das 'Gesunde', von dem die Krankheit doch abweicht, heranträgt, ist es besser, die Frage 'gesund' oder 'krank' gleich wegzulassen, um den tatsächlichen Verhältnissen und Vorgängen möglichst nahe zu kommen"*¹¹. Es hatte etwas Paradoxes an sich, dass die Kulturwissenschaften die Psychoanalyse mieden, weil sie sie auf das Therapeutische reduzierten, während in der Psychoanalyse selber – und zwar lange bevor es zum Freud-Bashing kam – das Therapeutische im traditionellen Sinn gar nicht mehr im Zentrum des Interesses stand, sondern der Beziehungscharakter des psychoanalytischen Prozesses und der Erkenntnisgewinnung.

Wenden wir uns nun direkt dem Buch „Die Leidenschaft des Jägers“ zu. Es ist das letzte Buch, das er vor seinem Tod publizierte, und er will darin das Phänomen der Jagd analysieren. Er verwendet dabei das Konzept des „fait social total“, das der französische Ethnologe Marcel Mauss entwickelt hatte. Dieses Konzept erlaubt die vielfältigen Facetten eines Phänomens zu erfassen: die Jagd ist ein ökonomisches Phänomen, das dem Unterhalt einer Gemeinschaft dient; es ist auch ein politisches Phänomen, insofern es nur Sache der Männer oder einer sozialen Schicht (etwa des Adels) sein darf. Die Jagd hat mit Macht und Herrschaft zu tun. Ebenso ist die Jagd Teil des Rechts insofern sie in einem System von Normen eingespannt ist (was ist in der Jagd verboten, was erlaubt?). Aber die Jagd ist auch ein ästhetisches Phänomen, Jagen muss bestimmten ästhetischen Kriterien genügen und kann auch Gegenstand der Kunst werden. Der Glauben, die Religion sind weitere kulturelle Segmente, die die Bedeutung der Jagd mitbestimmen, usw. Das Zusammenspiel all dieser Elemente macht das entsprechende Phänomen aus. Lévi-Strauss ergänzte den Ansatz von Mauss noch mit der Forderung, es genüge nicht, das Phänomen nur als Zusammenspiel der verschiedenen kulturellen Kräfte zu beschreiben, sondern der Forscher müsse dieses Zusammenspiel auch noch in der Erfahrung eines einzelnen Individuums erfassen und nachweisen können. Levi-Strauss veranschaulicht dieses Vorgehen mit dem Beispiel einer „vollständigen chemischen Analyse“ einer Erdbeere, die nicht nur deren genaue chemische Zusammensetzung, sondern auch den Geschmack der Erdbeere im Mund eines Menschen darlegen müsste.

Es überrascht nicht, dass eine solche umfassende Untersuchung eines kulturellen Phänomens sehr selten durchgeführt worden ist, umso bemerkenswerter ist es, dass Parin, ein solches Wagnis unternommen hat. Vielleicht hat er es gewagt, weil er gar nicht den Anspruch erhob, eine ethnologische Arbeit schreiben zu wollen – er wollte ja nur „Erzählungen“ veröffentlichen. Der Schriftsteller Parin hatte wohl mehr Mut als der Ethnologe Parin. Aber wo bleibt der Psychoanalytiker Parin? Der zeigt sich in seinen Fähigkeiten zur Selbstbeobachtung und Selbstanalyse, mit deren Hilfe er sich selber, in die Analyse einbezog und seine eigenen Erfahrungen und Erinnerungen mitberücksichtigte.

Das neue Modell für die Ethnopsychanalyse

¹¹ Parin, P. (1981) Die äusseren und die inneren Verhältnisse. In: Berliner Hefte Nr. 15: 5-34. S. 14.

Erkennt man diese Leistung Parins an, so erweist sich das Buch „Die Leidenschaften des Jägers“ als Modell für eine mögliche Weiterentwicklung der Ethnopschoanalyse. Und diese lässt die Umriss eines noch weitgehend unbekanntes Kontinentes erahnen: Parin thematisiert in seinem Buch jene Bereiche der Kultur in denen man Dinge tun darf, die sonst verboten sind. In der Regel spaltet man diese verbotenen Bereiche ab und behauptet, die würden nicht zur Kultur gehören, sondern zum „archaischen Erbe“ des Menschen, also zur Natur. Der Krieg, Gefängnisse, Institutionen wie die Polizei oder Heime, Goffman nannte sie „totale Institutionen“, sind oft Orte, in denen eine Gruppe von Individuen über eine Lizenz verfügt oder zu verfügen glaubt, anderen Menschen Verletzungen zuzufügen, die in der Regel nicht erlaubt sind. Die Jagd wäre auch eine solche Institution. In gewisser Hinsicht nähert sich Parin damit einer Fragestellung, die in Frankreich Georges Bataille anvisierte. Bataille interessierte sich für den sogenannten „verfemten Teil der Kultur“ und führte die Konzepte „homogen“ und „heterogen“ (kulturfremd) ein. Der Vergleich mit Parin lohnt sich und macht fassbar, dass Bataille wahrscheinlich an seinen unzureichenden selbstanalytischen Anstrengungen scheiterte. Aber Batailles Fragestellung an sich bleibt eine wichtige. Die Jagd wird Dank Parin zu einem Modell, um sich dem Thema von Macht und Herrschaft anzunähern. Und zwar unter Berücksichtigung der Frage, was sie mit den Herrschenden „macht“. In diesem Sinne ist das Buch auch eine Einführung in die Ethnopschoanalyse von Macht und Herrschaft.

In seinem Buch beschreibt Parin eine Reihe von Initiationen, durch die er selber hindurchgehen musste, um der zu werden, der er war. „Initiation“ ist einer der Mechanismen der Herrschaft, mit dessen Hilfe herrschende Werte der Gesellschaft im Individuum verankert werden. Wie ist es möglich, dass eine Minderheit eine Mehrheit beherrschen könne – diese Frage ist seit altersher ein treibender Motor soziologischer Forschungen. Dabei taucht das Konzept der Initiation immer wieder auf. Ich verwende ihn hier in einem kritischen Sinn. Initiation fasse ich als eine spezielle Form von Einführung in zentrale Lebensbereiche. Ich möchte das mit einem Beispiel kurz erläutern möchte: Wie kommt es, dass Parin als Kind so ungerecht und brutal behandelt wurde und selbst als Erwachsener weiterhin an der Jagd festhält? Die Brutalität der Szenen, in denen er als Kind geschlagen und sexuell missbraucht wird, ist derart, dass man annehmen müsste, dass wenn jemand so behandelt wird, und zwar von Leuten, denen er vertraute, er nie mehr mit einer solchen Tätigkeit wie der Jagd etwas zu tun haben möchte. Parin jedoch blieb der Jagd leidenschaftlich ergeben. Diese Reaktion hat sehr viel mit der Einrichtung der Initiation zu tun. Initiationen sind immer mit Angst, Schmerzen und Unterwerfung verbunden, der Schmerz schreibt sich in den Körper ein, und auf diese Inschrift ist man dann auch noch stolz Die Initiation stellt einen Vorgang dar, durch den man hofft, einem Ziel näher zu kommen, das hoch besetzt ist (z. B. endlich ein Mann und ein Erwachsener zu werden, eine Frau und Wissenschaftlerin, Künstler, etc.), aber stattdessen gerät man in eine nahezu absolute Ohnmachtssituation. Diese ist bewusst von jenen intendiert, die an der Macht und fest davon überzeugt sind, dass sie mit den Schmerzen den zu Initierenden etwas Gutes tun. Initiationen haben etwas von einer paradoxen Intervention: man wünscht sich etwas von ganzem Herzen, das man aber

dann gar nicht bekommt sondern im Gegenteil: man wird total zusammengeschlagen und entwertet. Durch diesen Widerspruch wird der Wunsch fixiert und eingefroren. Die Initiation bringt die Leistung zustande, dass der Wunsch nicht aufgegeben wird, ja sogar noch mehr an Kraft gewinnt.

Gewisse Ähnlichkeiten zur Perversion sind offensichtlich. Andere Wünsche werden nebensächlich, sogar gleichgültig. Der Wunsch oder die Wünsche, in die man initiiert worden ist, werden zu sinngebende Faktoren, die man mit Leidenschaft zu realisieren versucht. Die Initiation ist weiter auch mit der Herstellung von Unbewusstheit verbunden. Unbewusst soll werden, wer einem die Schmerzen zugefügt hat – das ist eine Voraussetzung, um sich weiterhin mit den Peinigern zu identifizieren und ihre Traditionen den nächsten Generationen weitergeben zu können.

Das Kapitel „Die Englische Fuchsjagd“ enthält auch den Schlüssel um manche Rätsel von Macht und Herrschaft besser zu verstehen. Es geht um das Traumatisierende der Macht, also um die Traumata, die schweren Verletzungen, die man in Kauf nehmen muss, um zu den Mächtigen zu gehören und ihre Traditionen weiterzureichen.

Die englische Fuchsjagd

Parins Vater war mit zwanzig Jahren in England gewesen um dortige Verwandte, die auch sehr reich geworden waren und den Lebensstil der englischen Oberklasse angenommen hatten. P äussert sich mit keinem Wort zu der Problematik der Angleichung der jüdischen Familien an die Aristokratie, die auch für seine Familie galt. Sie wussten zwar um ihr Judentum, scheinen ihn aber gleichzeitig verleugnet zu haben – es schien keine Rolle zu spielen. Im Text fiel mir auf, wie ethnographisch präzise Parin in der Darstellung der Beteiligung seines Vaters an einer solchen Treibjagd ist. Er schreibt: „Als Gast jagte Vater in Schwarz (und selbstverständlich nicht in Rot) aber mit dem Cap, nicht mit Zylinder“ (20). Beim Lesen fragte ich mich: Aber wen interessiert das? Wäre ich ein englischer Lord, würde ich vielleicht denken: „Ja selbstverständlich mit Cap, was denn sonst? Aus meiner Reaktion schloss ich, dass der Text dem Leser eine Rolle aufzwingt, entweder die von jemanden, der zur Oberschicht gehört, oder umgekehrt in eine zur Unterschicht gehörige: Es ist doch gleichgültig, was die Herren für Uniformen, ob rot oder schwarz und Mützen oder Hüte tragen – sie bleiben die Herren.

Für die spannenden Erzählungen des Vaters über die Fuchsjagd gab es im Schloss um Beweisstücke: „Hinter geschliffenen Glas (was wieder so eine hervorgehobene Einzelheit ist M. E.) liegt die Hetzpeitsche, die der Master, der Herr der Meute, benötigt, ein Rohrstock mit einer Krücke aus Hirschhorn, mit einer silbernen Zwinge befestigt, am anderen Ende in einer Schlaufe auslaufend, in die eine kleinfingerdicke, rindslederne Peitschenschnur eingefädelt war. Als nach dem Reinemachen der versperrte Schrank einmal offen stand, nahmen wir das Requisite heraus. Die Schnur, die um den Schaft der Peitsche geschlungen war, mass etwa zwanzig Meter, war aber steif und brüchig geworden. Die zweite Reitpeitsche war elastischer, in die Zwinge war das Monogramm des Vaters ziselirt, und unten lief der Bambus in eine ledernes Schwänzchen aus. Mit dem Horngriff konnte man den hölzernen Riegel

eines Gartentors öffnen und schliessen ohne abzusteigen“ (20). Mir ging durch den Kopf: Also eine ganz kostbare Peitsche, so etwas habe ich ja noch nie gesehen. Was aber den Wert ausmacht, wird aus den Beschreibungen nicht ersichtlich. Die Genauigkeit der Beschreibung kommt mir lediglich als eine Ablenkung von dem vor, wofür die Peitschen stehen, nämlich für die Grausamkeit, in deren Dienst sie stehen und genutzt werden. Das wird aber erst später klar. Man könnte sagen, das sei ein „literarisches“ Beispiel, ein Spannungserzeuger im Stile Thomas Manns oder aber eine sehr genaue ethnographische Beschreibung, wie ich sie zum Beispiel aus Mexiko kenne: sehr präzise Beschreibungen der Obsidianmesser, mit denen man den Brustkorb aufriss, das noch pochende Herz herauszureissen.

Der dreizehn, vierzehnjährige Paul macht sich Gedanken über die Vorteile der väterlichen Leidenschaft für die Fuchsjagd. Der erste Vorteil für ihn bestand in der imposanten Anzahl von Satteln in der Sattelkammer. Der zweite, viel eingreifendere Vorteil offenbarte sich erst kurze Zeit später. Er schreibt: „Vater hatte den Erziehungsstil der englischen Oberklasse übernommen (...) Mit sieben oder acht Jahren muss ein Kind bereits ein Gentleman sein, wohlerzogen, selbstständig, fair und vornehm. Ein Kind das hiess ein Junge“. (22) Für Mädchen galt das nicht, diese mussten zur Abhängigkeit erzogen werden, zur Abhängigkeit von den Männern, von der Familie. Bei der Mutter durfte sich Paul nie beschweren, wenn man ein Unrecht erlebt hatte, denn damit fügte man ihr schweres Leid zu, umso grösseres als sie in ihrer Ohnmacht und Abhängigkeit nichts für die Kinder unternehmen konnte. So blieb den Kindern nur das Schweigen: „Je vernünftiger wir wurden, desto mehr schwiegen wir“ (23). Der Jüngste versuchte allen, auch den unsinnigsten Befehlen des Vaters zu folgen, was ihn immer behinderte bis er mit 29 Jahren nach Kanada auswanderte. Der junge Paul aber schwieg - war zu einem kleinen Gentleman geworden (23). Der folgende Text offenbart dann, welche Gewalttätigkeit sich hinter diesem Erziehungsstil verbirgt und wie Hundedressur und Menschenabrichtung sich gegenseitig ergänzen.

Die Brutalität der Dressur der Hunde ist allgemein bekannt, und die Bauernjungen schrecken nicht davor zurück. Die feinen Herren selber, meint Parin, sind auch nicht viel anders als die Hunde erzogen worden (26).

„Nach dem Ersten Weltkrieg wurden in England Körperstrafen in öffentlichen Schulen gesetzlich verboten. In den teuren und vornehmen Privatschulen hatten die älteren Jahrgänge den Lehrern die Misshandlung der neuen Schüler längst abgenommen; ihr Jahrgang war in zwei drei Jahren dran, die sadistische Lust an den neu Eintretenden zu geniessen. Gerade im Pubertätsalter stimmen sexuelle Lust und Grausamkeit so gut zusammen, dass sadistische Taten eingeübt und genossen werden“ (26).

Parins Vater rühmte sich, „seine Kinder nie geschlagen zu haben“ und er selber wiederholt: „Unsere Erziehung war in jeder Hinsicht zivilisiert und entsprach dem Luxus von Schlossbesitzern. Früh schon war ich der Jagd leidenschaftlich ergeben“ (27). Dem Leser drängt sich der Widerspruch auf: Wie kann aus einer so zivilisierten Erziehung (Gentleman) die mörderische Jagdlust entspringen?

Diese Frage führt uns zu einem „klassischen Problem“ der Sozialphilosophie, das Verhältnis zwischen der hehren Vernunft und der menschlichen Aggressivität. Es ist

interessant, wie Parin damit umgeht. Er schreibt: „Doch gab es auf der Jagd einen anderen, grausamen Vater, der mich erschreckt, aber auch fasziniert hat. Erst später habe ich begriffen, dass er sich so verhielt, wie es dem Verhaltenskodex der englischen Fuchsjagd entsprach; das war weder zivilisiert noch modern“ (27). Seine Argumentation hat etwas Gewundenes an sich. Der Vater hat etwas Erschreckendes, aber dieses Erschreckende hat nichts mit seiner Natur oder Charakter zu tun, sondern mit dem englischen Jagdkodex, ist als etwas Englisches, und zwar oberflächlich Englisches.

Ich lese Ihnen aus dem Buch vor. Es ist die Rede vom ausgebildeten Vorstehhund, und das ist ein Hund, „der nach dem ersten Schuss sich platt hinlegen muss und erst lospreschen darf, wenn er den Befehl „Such! Apport!“ bekommt Auch ein gut dressierter Rassehund geht manchmal der Instinkt durch, und er folgt dem fliehenden Wild“. Parin nimmt das Thema der Peitsche wieder auf, die der Vater bei der Jagd immer bei sich hat: „dieses Instrument ist aus feinstem Leder geflochten, hat einen kurzen Griff mit einem Karabiner und läuft in eine schwere Lederpeitsche aus“ (28). Parin beschreibt, wie der Vater selber jene Hunde bestrafte, die sich nicht richtig verhalten hatten, „unser gütiger Papa packt den Fehlbaren am Kragen und peitscht ihm den Rücken, so fest und lang es ihm gefällt. Er hört erst auf, wenn der Hund nicht mehr winselt und auf jeden Schlag nur noch zuckt. Manche Hunde lernen die Lektion und sind sofort wieder brav. Manchmal begreift ein Hund nicht, was ihm die Züchtung eingebracht hat. Er wird am nächsten Jagdtag wieder ausgepeitscht, und so fort, bis er sich erinnert, was er soll, und sich nach dem ersten Schuss duckt. So eine Züchtung habe ich oft gesehen, der Hund tat mir leid, der Papa, der zuschlug, machte mir Angst, das ganze Schauspiel war mir peinlich. Ich brachte es aber nie fertig wegzuschauen“ (28).

In dieser Szene kommt es zu einer Verdichtung komplizierter Themen vor allem über die Verinnerlichung traditioneller Werte, die mit Unterdrückung und Sadismus zu tun haben. In seinem Buch „Karakul“ (1993) schreibt Parin: „Meine Freunde, denen ich von meinem Vater erzählt habe, und andere, die noch in Novikloster zu Gast waren, haben mich gefragt: es muss doch schrecklich gewesen sein, einen solchen Tyrannen zum Vater zu haben?“. Parin erwiderte *very gentlemanlike*: „Nein (...) er war kein Tyrann, er war ein absoluter Herrscher“. Macht es eine Differenz, von einem Tyrannen oder von einem absoluten Herrscher gequält zu werden? Parin meint, ja, es macht einen Unterschied aus: „Während ein Tyrann jede freiheitliche Regung bestraft und Aufruhr gegen seine Herrschaft unterdrückt, hat es der absolute Herrscher nicht nötig, die Untertanen misstrauisch zu beobachten. Er, der Landesvater, weiss ohnehin am besten, was für sie gut ist. Sein Wille ist Gesetz, seine Macht setzt sich gleichsam automatisch durch, vermittelt durch Organisation und Ritual“¹². Dabei verleugnet Parin, wie misstrauisch der Vater seine pubertäre Entwicklung verfolgte und ihm - als er ihm endlich erlaubte mit auf die Jagd zu kommen – ein Gewehr überliess, dessen Visier so verschoben war, dass er nie und nimmer hätte treffen können. Mag sein, dass auf dem Gut, in dem Parin aufwuchs,

¹² Parin, P. (1993) Ergänzung zu einer Grabrede. In: Karakul. Erzählungen. Europäische Verlagsanstalt, Hamburg. S. 7- 30.

das Gesetz des Vaters galt, aber es gibt doch auch ungerechte Gesetze, was er als guter Marxist natürlich wusste, aber auf den Vater nicht anwenden mochte. Indem Parin leidenschaftlich der Jagd anhing, musste er die Identifikation mit dem Vater vollziehen und aus dieser Identifikation heraus, war das Schreckliche des Vaters gar nicht mehr fassbar. Wer sich aber dieser Identifikation nicht bewusst ist, der wird auch in Hinblick auf die Analyse der Herrschaft blinde Flecken aufweisen. Wir wissen aus der Geschichte der Psychoanalyse, welche Schwierigkeiten mit der Analyse der „schrecklichen Vaters“ auftauchen. Schon Freud hatte damit zu kämpfen und bei seinen Untersuchungen zu Schreber (1911) kam er an das gewalttätige Verhältnis zwischen Vater Schreber und seinem Sohn gar nicht heran. Freud selber hat dann erst viele Jahre später, in seinem Aufsatz über die Teufelsneurose (1923) das Konzept der teuflischen Vaters entwickelt, der aber von den Psychoanalytikern kaum beachtet wurde. Bei Schreber ging es um die Paranoia, die Elias Canetti als die „Krankheit der Macht“ bezeichnete; Freud lieferte mit seinen „Psychoanalytischen Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoias (Dementia paranoides)“

einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis von Machtphantasien und Machtprozessen seine „Bemerkungen“ beinhaltet viel mehr als „nur“ eine Fallgeschichte. Aber dieses „Mehr“ ist schwer zugänglich, man meint zuerst, sie handle von Homosexualität, die zum Verfolgungswahn führe¹³. Auch Canettis Buch „Masse und Macht“, das sich ganz und gar von Freuds „Schreber“ und seiner „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ distanziert, ist ein schwieriges und verwirrendes Werk. Zu diesen wesentlichen Beiträgen möchte ich jetzt auch Parins Buch über „Die Leidenschaft des Jägers“ zählen. Als Parin schon erblindet war, sprach er immer wieder von seinem Projekt, eine Schrift über die Macht zu schreiben. Aber er glaubte, es nicht mehr realisieren zu können. Heute können wir jedoch erkennen, dass er dieses Buch über die Macht schon geschrieben hatte, auch wenn Parin selber sein Werk gar nicht so verstand. Er wollte es als eine Sammlung von Erzählungen über die Jagd auffassen. Vielleicht gelang es mir jedoch, Sie davon zu überzeugen, dass das Buch von Macht und Herrschaft handelt, eben ein wesentlicher ethnopsychanalytischer Beitrag dazu ist.

Wenn die Jagd nach Parin die Lizenz für Mord und Sex enthält – welche Lizenz erhält man, wenn man sich der Ethnopsychanalyse zuwendet? Leider hat er sich dazu nicht geäußert, aber ich würde sagen, die Ethnopsychanalyse vermittelt uns die Lizenz, uns für alles Mögliche leidenschaftlich zu interessieren. Lizenz heisst nach Parin mehr als nur eine offizielle Erlaubnis, etwas herzustellen, zu nutzen, herauszugeben, Dinge zu tun, die ohne diese Erlaubnis verboten wären. So wie für ihn die Jagd bedeutet, Dinge zu tun, die sonst verpönt oder verboten sind, so könnte man entsprechend annehmen, die Ethnopsychanalyse erlaube dem Wissenschaftler, das mit Hilfe der Psychoanalyse zu erforschen, wozu ihn seine Neugierde antreibe. Als ich damals, anfangs der siebziger Jahre Lehrer, um die dreissig Jahre alt und am Gymnasium Geschichte unterrichtete, wollte ich verstehen,

¹³ Vergleiche meine Einleitung zu Freud, S. (1997) Zwei Fallberichte „Schreber“ (Paranoia), Haitzmann (Teufelsneurose) Psychologie Fischer, Frankfurt a. M. S. 7-94.

was mit den Jugendlichen los war. Ich entwarf ein Projekt unter dem Titel „Die Bedeutung der Schule für Lehrer, Schüler, ihre Freunde und die Eltern“. Hätte ich die Untersuchung in Afrika oder Kuba durchführen wollen, dann wäre sie gut als „ethnopschoanalytische“ einzuordnen gewesen. Aber hier in der Schweiz? Ich reichte das Projekt beim Schweizerischen Nationalfonds ein, der es dann ablehnte, und einer der Gründe war, dass ich als Ethnologe gar nicht befugt wäre, eine solche Arbeit anzugehen, die Fragestellung würde vielmehr zur Pädagogik gehören. Man merkt hier, dass die Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Disziplinen (!) auch einer Abwehr dienen, man soll sich brav auf seine Disziplin beschränken. Daran wollte ich mich nicht halten, und ich machte die Untersuchung trotzdem, über fünf Jahre lang, eigentlich bin ich auch heute noch damit beschäftigt. Die Interessen haben sich verlagert, von der Schule zur Adoleszenz im Allgemeinen. Ich habe begriffen: die Ethnopschoanalyse ist die Lizenz, seiner Neugierde folgen zu können.